

auch nur annähernd im gleichen Maße aus dem Bauernstand ein so zahlreiches aktives Laienpriestertum hervorgetreten ist. Dabei gelangten auch Frauen zu verantwortlichen Aufgaben.“

Daß diese religiöse Volksbewegung mit ihren das ganze Volksleben umgestaltenden Auswirkungen immer wieder in schweren Zerreißproben überraschend Hilfe erfuhr, wird herausgestellt. So geschah es durch Persönlichkeiten in der deutschen Oberschicht, die sich den im Baltikum verspätet eindringenden kosmopolitischen Ideen verpflichtet fühlten. Andererseits schuf eine plötzlich und vehement einsetzende Konversionsbewegung bedrängter Letten und Esten zur russisch-orthodoxen Kirche, um „nur noch zwei Herren, Gott und dem Zaren“ zu dienen, einer zur gleichen Zeit einsetzenden Restaurationsbewegung der Brüdergemeinschaften einen neuen Freiheitsraum. Auch das Neuluthertum, von der Dorpater theologischen Fakultät geleitet, das für die Brüdergemeinschaften in dem eigenen Kirchenverständnis keinen Platz einräumte und mit Erfolg verhinderte, daß die wenigen Theologiekandidaten, die Esten und Letten waren, Pfarrstellen in den baltischen Landeskirchen und d. h. unter ihren Landsleuten erhielten, mußte schließlich klein beigeben. Die Erfahrungen der Revolution und des ersten Weltkrieges trieb sie alle zur friedlichen Zusammenarbeit zusammen. Übersehen wird dabei nicht, daß das zeitweilig vorherrschende und hartnäckige Unverständnis innerhalb der deutschen Oberschicht für die berechtigten Anliegen der Esten und Letten eine wachsende Entkirchlichung förderte, so sehr sich der Verfasser überall davor hütet, die ganze Vielschichtigkeit der vorliegenden Faktoren zu vereinfachen.

Neben einem umfangreichen u. a. statistischen Anhang fehlen weder ein Personen-, noch Orts- und Sachregister wie ein englisches und russisches Resümee. Daß bei den einzelnen Kapiteln Wünsche offen bleiben und unerledigte Fragen auffallen, ist bei einer so materialgesättigten Untersuchung unausweichlich. Vielleicht hätte schon die Polemik, die sich in Pamphleten aus dem Baltikum im Beginn der Brüdergemeinschaften äußerte, herangezogen werden können. Hier werden schon die Positionslampen aufgestellt. Johann Philipp Fresenius (1705–61) hat ihnen in seinen „Bewährten Nachrichten von Herrnhutischen Sachen“ nur zu bereitwillig Raum gegeben, um auch die deutsche Öffentlichkeit zu alarmieren. Ebenso wird man die vom Verfasser stark betonte Identitätskrise des Herrnhutertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts differenzierter sehen können. Doch hebt das nicht auf, daß hier ein Werk vorliegt, das sich nicht nur für die weitere Brüdergeschichtsforschung als unentbehrlich erweist, sondern auch für die Geschichte der Erweckungsbewegung im Protestantismus nicht mehr zu Übersehendes beiträgt.

*Feldkirchen-München*

*Erich Beyreuther*

Rainer Marbach: Säkularisierung und sozialer Wandel im 19. Jahrhundert. Die Stellung von Geistlichen zu Entkirchlichung und Entchristlichung in einem Bezirk der hannoverschen Landeskirche (= Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens 22). Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1978. Kart., 246 S., DM 28.–.

Die Literatur zum Thema „Säkularisierung und sozialer Wandel“ ist so zahlreich, daß man etwas skeptisch zu dem Buch von Rainer Marbach greift und sich fragt, was für einen neuen Aspekt der Vf. diesem Thema abgewinnen könne. Aufgrund guten Quellenmaterials, einer überlegten sozialgeschichtlichen Fragestellung und durch die Konzentration auf ein überschaubares Gebiet kann Marbach etwas Neues zu diesem Thema beitragen, denn die Säkularisierung im lokalen Rahmen ist nach Wissen des Rez. bisher noch nicht erforscht bzw. zusammenhängend dargestellt worden. Marbach konzentriert sich auf die Inspektion (Superintendentenbezirk) Göttingen II und untersucht in ihr die mit dem Wandel der Erwerbsbedingungen und der davon abhängigen Lebensformen beginnende Säkularisierung in der Zeit 1850–1914. Grundlage der Untersuchung sind die im Rahmen der Visitation von den Pastoren ausgefüllten Fragebogen, die Berichte der Superintendenten, die Bescheide des Konsistoriums dazu sowie die Protokolle der Bezirkssynoden dieser

Inspektion. In diesem Material, das die Amtsführung der kirchlichen Mitarbeiter (Pastoren, Kirchenvorsteher usw.) und den „kirchlichen und sittlichen Zustand“ der Gemeinden erfaßt, finden sich eine Fülle von Beobachtungen zu dem Thema ‚Säkularisierung und sozialer Wandel‘; denn die Pastoren waren durch die Fragen gezwungen, zu reflektieren, was sich in ihrer Gemeinde in den letzten drei oder vier Jahren verändert hatte und welchen Einfluß diese Veränderungen auf das kirchliche Leben hatten. Marbach beschränkt sich also auf die Wahrnehmung der Pastoren und ihrer Vorgesetzten, wie sie die Entkirchlichung, die „Relativierung der religiösen und sozialen Bedeutung und Funktionen dieses kirchlichen Systems“ (S. 41) erlebten und berichteten. Weil er sich auf die Wahrnehmung der Pastoren beschränkt, untersucht Marbach nicht, ob die Berichte völlig der Realität entsprechen – trotzdem läßt sich aus den Beobachtungen der Pastoren belegen, daß der Kirchenbesuch an den verschiedenen Sonn- und Feiertagen, zur Beichte und zu den verschiedenen Wochengottesdiensten sank, ja daß insgesamt die Prägestärke ‚christlich-sittlicher Lebensordnung‘ in der Jugenderziehung, in der Sonntagsheiligung usw. abnahm. Diese Beobachtungen, die Marbach hier (teilweise mit Statistiken) zusammenträgt, sind deswegen besonders reizvoll, weil sie zeigen, daß diese Entkirchlichung nicht von einer plötzlichen Revolution o. ä. ausgelöst wird, sondern daß nur eine allmähliche Lockerung der Bindungen an die Kirche und ihre traditionellen Äußerungsformen eintritt, so daß es „bis zum Ende des Untersuchungszeitraums nur eine verschwindend geringe Anzahl von ‚Unkirchlichen‘ [gab]“ (S. 38).

Zu all diesen Beobachtungen kann Marbach aus der Materialfülle die Reaktion der Pastoren auf diese Erscheinungen zum Teil vorzüglich belegen. Und diese Reaktion hatte einen Grundtenor: „Wir müßen von Dem, das noch steht, Nichts fallen lassen, sondern was gefallen ist oder fallen will, aufzurichten suchen“ (S. 206, Anm. 86). Ob die kirchlichen Forderungen und Erwartungen an die Kirchenglieder – ‚das, was noch steht‘ – noch angemessen waren, wurde nicht gefragt, statt dessen wurde über den ‚verderblichen Zeitgeist‘ geklagt. Diese Hilflosigkeit, die nicht nach den Ursachen für das veränderte Verhalten fragte, spiegelt sich in den Berichten zu den verschiedensten Themen: zur Landflucht, zum veränderten Familienleben, zur Sozialdemokratie u. a. m. Als Grund für diese Hilflosigkeit macht Marbach das Neuluthertum namhaft, eine Theologie, die – wenn auch von Marbach zu oberflächlich charakterisiert – von fast allen Pastoren geteilt wurde. In dieser Theologie wurden Christentum und Kirchlichkeit so sehr miteinander identifiziert, daß die Abweichungen von der kirchlichen Norm nur als latenter Abfall vom Christentum begriffen werden konnten. Damit verstärkten die Pastoren aber noch die Unkirchlichkeit, denn die unangemessenen Erwartungen und Reaktionen vertieften die Kluft zwischen Amtsträgern und Kirchenmitgliedern. Marbachs Darlegungen kann man auch ‚die Folgen einer Theologie‘ nennen, so eindrucksvoll wird der Zusammenhang zwischen der Neuorthodoxie und der Hilflosigkeit der Pastoren geschildert.

Zwei kritische Bemerkungen seien hier noch gestattet: Die Arbeit hätte durch eine stärkere Differenzierung der Positionen der Pastoren noch gewonnen, denn nicht alle Pastoren waren ohne weiteres ‚neuorthodox‘ – dementsprechend wird auch über manche Maßnahme gestritten (z. B. bei der Beichte, der Katechese usw.). Gerade dann, wenn Marbach diese unterschiedlichen Positionen deutlich macht, gewinnt die Arbeit eine stärkere Farbigkeit und Plausibilität, zumal dann noch stärker der (falsche) Eindruck vermieden worden wäre, daß Marbach nur die konservativen Extrempositionen für seine Arbeit ausgesucht hätte.

Zum zweiten wären Reflexionen auf den Charakter des Materials wünschenswert gewesen mit der Fragestellung, ob bei den Verfassern der Berichte das Bild des Adressaten – das eher noch konservativere Konsistorium – vielleicht auch die Berichte beeinflußt hat. Vielleicht wären dann manche pauschalen Sätze über die Pastoren dieser Inspektion etwas vorsichtiger ausgefallen.

Diese Bemerkungen können aber nicht den Verdienst der Arbeit schmälern,

denn es ist ein Gewinn, daß die zumeist großzügigen Thesen über die Ursachen der Säkularisierung hier einmal historisch genau geprüft wurden und zumindest für den Untersuchungsbereich vom Verfasser auch korrigiert werden konnten.

Göttingen

Hans Otte

Adolph Wagner: Briefe – Dokumente – Augenzeugenberichte, 1851–1917, ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Rubner. Berlin (Duncker & Humblot) 1978. XXXII, 452 S., Ln., DM 158.–.

Heinrich Rubner hat in mühevoller Arbeit gesammelt, was an Bruchstücken des unveröffentlichten Nachlasses von Adolph Wagner aufzufinden und greifbar war und bietet damit die Grundlage für eine Biographie des als Staatssozialisten bezeichneten Geld- und Finanztheoretikers Adolph Wagner (1835–1917).

Die chronologisch angeordneten Texte beginnen mit einem Bericht über einen Besuch der Paulskirche durch den 16jährigen Gymnasiasten am 10. 7. 1851 und schließen mit Berichten von seiner letzten Vorlesung 1916 und mit der Todesanzeige des Rektors der Berliner Universität von 1917.

Da die Texte nach neun „Perioden“ chronologisch angeordnet sind, gibt der Herausgeber im Anhang eine Erläuterung der Quellengruppen und ihrer Bedeutung. Die Texte sind sehr unterschiedlicher Art: Familienbriefe, vor allem an den Bruder Hermann Wagner (1840–1929) und an den Schwager Otto Benndorf (1838–1907), Korrespondenz mit Kollegen, Redakteuren und Verlagen, Akten und Urkunden, Gutachten, Protokolle von Reden und Diskussionsbeiträgen werden durch Augenzeugenberichte anderer und anonyme Artikel Wagners ergänzt. Es entsteht dabei das Bild eines akademischen Lebenswegs von der Dozentur in Wien über eine kurze enttäuschende Lehrtätigkeit an der Höheren Kaufmännischen Lehranstalt in Hamburg und Lehrstühle an der deutschsprachigen Universität Dorpat im russischen Reich (1865), als Professor für Statistik, Ethnographie und Geographie sowie in Freiburg im Breisgau (1868) und in Berlin (1870), wo Wagner eigentlich erst seinen Standpunkt ausbildete; auch erfährt man einiges über familiäre Schicksalsschläge – Wagner war dreimal verheiratet, da seine beiden ersten Frauen 1868 und 1872 starben und Wagner fünf kleine Kinder zu versorgen hatte, seine Liebblingstochter starb 1894 22jährig – und die nicht gerade einfache Wesensart, die sich freilich nach den Berichten dreier Habilitanden aus ihrem Habilitationskolloquium mit zunehmendem Alter milderte (Brentano für 1871, Helfferich für 1897/99, Oppenheimer für 1909).

Wichtig ist die Edition vor allem in zweifacher Hinsicht:

Einmal fällt manches neue Licht auf Wagners geistige Entwicklung und seine Beziehung zu namhaften Zeitgenossen. Am Anfang steht eine ausgeprägt konservative, kleindeutsche Einstellung, wie die Briefe an H. von Treitschke 1866 und 1870 belegen. Die Berliner Jahre bringen die Begegnung mit den sozialen Problemen der Industrialisierung und mit dem Staatssozialisten Carl Rodbertus. Aber erst ab 1877 wendet sich Wagner, der bis dahin ein geschätzter Spezialist für Bank- und Währungsfragen war, sowohl der Politik zu – er wird konservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (1881–1885) – als auch den sozialen Bestrebungen der konservativen Protestanten um Adolf Stöcker. Jetzt entsteht sein System des „Staatssozialismus“, von ihm immer in Anführungszeichen geschrieben, beruhend auf den von ihm erkannten Phänomenen des „Gesetzes der wachsenden öffentlichen Ausgaben“ und des „Gesetzes der wachsenden öffentlichen Eingriffe“. Dies bringt ihn zur „Christlich-Sozialen Politik“ (1878–1885), in ein sehr spannungsvolles, eher distanzierendes Verhältnis zu Bismarck und in eine Duellaffäre mit Sturm (1895). Durch die Begegnung mit Stöcker wendet Wagner, dessen Vater aus alter evangelischer Pastorenfamilie stammte, sich auch dem kirchlichen Christentum allmählich wieder zu, nachdem er jahrelang sich aus Skepsis von der Kirche fernhielt und – wie der Alttestamtler Volk spottete – sonntags „Nägel klopfte“ (S. 42, 142). Außer den Briefen an Treitschke, Rodbertus und Stöcker ist ferner von besonderem Interesse der Briefwechsel mit seinem Berliner Fachkollegen Gustav Schmol-